

(Nachdruck verboten.)

21)

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Burgl stützte sich auf den Herd und stierte in die Glut.

„So weit is scho mit ihm?“

„Dat Dir ja schon mehr G'fall'n erwies'n, schöne Bäuerin, schau, damals bei der G'schicht mit der Kestl. Grad Dir z'lieb hat er kei Anzeig g'macht. Nacha beim Fest — wirst Di schon no erinnern — er is Dir so viel guat, schau, des is ja! Das macht 'n ganz verrückt seit Jahr'n schon. Er kriagt's halt net auss'i aus 'n Herz'n — d'rbarma thuat er mir! Also wirtli nix z'macha? Gar nix?“

„Wenn i Dir sag', daß all's versperert is,“ sagte Burgl, vor sich hinstarrend.

„Aber den Schlüssel weist do? Oder sperrt a andrer?“ drängte Lenz, welchem der Kampf im Innern Burgls nicht entging.

„Nach! Wenn der Alte kommt — ma kann ja a bißl nachhelf'n!“

Burgl wühlte in den Taschen. „So kimm! Aber kan Rärm, der Großvater is droben,“ flüsterte sie plötzlich.

„Stimmer Di net.“

Lenz schlich lautlos hinter ihr her, über den finstern Gang, in eine dunkle Kammer.

Burgl machte Licht mit zitternder Hand. „Da drin wär's!“ Sie deutete auf eine eisenbeschlagene Holztruhe.

Lenz' Raubvogelblick hatte sie bereits entdeckt.

„Also!“

„Wenn i den Schlüssel net hab'.“

„So versuch's mit an andern, oder — laß mi —“

Burgl stellte das Licht auf den Boden und nestelte mit zitternder Hand an ihrem Schlüsselbund.

Lenz entriß ihr ihn und wühlte, mit Kennermiene das Schloß betrachtend. Sein Diebsgesicht war von der Kerze grell beleuchtet. Bei jedem leisen Geräusch von außen duckte er sich, umherspähend wie ein Raubtier, während Burgl das Herz still stand.

Entsetzt packte sie bei diesem Anblick, welchen alles Grauen eines Verbrechens umgab. Ihr ganzes Innere bäumte sich dagegen auf.

„Diebin!“ schallte es in ihrem Innern. Sie wollte Lenz den Schlüssel entreißen. Er ließ ihn nicht und begann sein Werk.

Das Schloß war ein sogenannter „Kabenkopf“. Der Schlüssel drückte die im Schloße befindlichen, rechtwinkligen, durch eine Feder zusammengehaltenen Eisen zwar aus einander, vermochte sie aber nicht festzuhalten. Mit lautem Geräusche schnappte immer wieder der Riegel vor. Und daneben war der Großvater in der Wohnstube.

Lenz' Gesicht war blutunterlaufen, seine Augen bligten vor wilder Gier. Burgl war völlig machtlos, die Kniee zitterten ihr. Lenz' Augen suchten nach etwas in der Kammer. Eine Gade bligte in der Ecke. Er sprang auf und holte sie, Burgl gewaltjam zurückdrängend, stemmte die Schneide in die Spalte, zwischen Dedel und Kasten und drehte von neuem den Schlüssel. Mit einem grellen Ton sprang das Schloß auf. Lenz selbst erschraf.

Sie horchten beide, dicht an einander gedrängt. Ein schlurfender Schritt wurde vernehmbar in der Wohnstube.

„Halt die Thür zu,“ warnte Lenz.

Burgl mußte folgen. Sie schlich leise hin und schob vorsichtig den Riegel vor. Gleich darauf wurde die Klinke gedrückt.

„Bist Du da drin, Burgl?“ tönte die Stimme des Großvaters.

Lenz befahl ihr mit einer Handbewegung Schweigen, während seine fiebernden Blicke auf dem Schatz ruhten in der geöffneten Truhe vor ihm.

Da lag ein Pack Bankpapier, „Eintausend Mark“ las er auf dem obersten, in großer, roter Schrift. Ein strohend gefüllter Sack, dem Angreifen nach mit harten Thalern, daneben ein Holzschüsselnchen mit Gold, blinkendem Gold. Darenin griff er mit beiden Händen und hielt sie einen Augenblick darin, wie in einem köstlichen Bad.

Die Schritte nebenan entfernten sich wieder, als keine Antwort erfolgte.

Lenz vergaß über dem verführerischen Anblick die Anwesenheit Burgls, den Zweck seines Kommens. Die Hand der Bäuerin, welche seine Schulter berührte, weckte ihn erst.

„Nimm Dein' Raub und mach Di davon!“

Er nahm zwanzig Stücke aus der Holzschachtel.

„Zähl nach!“

Burgl stieß ihn verächtlich weg und wollte den Dedel schließen, doch der vorgefallene Riegel wich nicht.

„Brauchst nur mit G'walt zuaz'schlag'n, bald' niamand um d' Weg is, am Schloß fehlt nix,“ tröstete sie Lenz, bereits vor der Thür.

„Er wird's Dir net vergess'n, bist ja do sein All's auf der Welt,“ flüsterte er, in der Hand die Goldstücke krampfhaft haltend, dann verschwand er.

Burgl sank auf die Truhe, sie umklammerte mit den Fingern die eisenbeschlagenen Ränder und stierte auf den Boden.

Nicht genug, daß dieser Schurke sie zur Diebin gemacht an ihrem eignen Mann, schleudert er noch im letzten Augenblick einen Feuerbrand in ihre Brust. Plötzlich sah sie's blinken am Boden dicht zu ihren Füßen. Schon wollte sie danach greifen — doch da blinkte es auch dort — und dort — lauter leuchtende Punkte und dazwischen rollten blutrote und grüne — Das war 's Blut, die Aufregung — schon bald der Wahnsinn!

Sie preßte die Hände vor das glühende Antlitz.

Lenz schlich sich wie ein Fuchs zurück durch die Küche, hinaus ins Freie. Im Garten lag noch an einzelnen Stellen Schnee. Um ihm auszuweichen — eine Fährte konnte dem Achenbacher andern Tages auffallen — mußte er einen Umweg machen und den Zaun, welcher die beiden Anwesen trennte, weiter oberhalb übersteigen.

Es war stockdunkel, aber vor seinen Augen blinkte noch immer der Goldschatz in der Holzschüssel. Er blendete ihn förmlich.

Plötzlich krenzte eine Gestalt dicht vor ihm seinen Weg. Ein leiser Aufschrei ertönte, die Gestalt blieb stehen, wie vor Schreck gelähmt.

So peinlich es ihm war — Fliehen konnte nur Verdacht erregen — sprach er sie an. Es war eine weibliche Gestalt.

„Jessas, hast mi erschreckt!“

„Kestl war's, die von der Wallfahrt heimkam.“

„Ja, wo kommst denn grad her?“

Lenz preßte zornig ihren Arm, seine Augen leuchteten im Finstern.

„Krag i Di drum?“

„Warum denn net? Weist's ja eh! In der Ferlestunt war i halt.“

„So, so! In der Ferlestunt! Komma da d' Bögel z'samma?“ Er lachte höhnisch. „Oder willst ma vielleicht weiß macha, daß D' allein oben warst?“

Seine Stimme klang jetzt drohend, sein Griff wurde immer fester.

Doch Kestl schwand plötzlich alle Furcht, ein starker Mut überkam sie.

„Dent gar net dran! Ja wohl, der Flori war mit ob'n, und vor der heilig'n Gnadenmutter hab'n wir uns versproch'n. Ja wohl!“

„Versproch'n? Du, versproch'n?“ Er zerrte sie rauh.

„Mit dem Quab'n? Und das sagst Du mir, als wenn's mi gar nix anging?“

„Geht Di a nix an!“ erwiderte Kestl standhaft.

„Kestl!“ Die Stimme, so gedämpft sie war, klang drohend und schmerzzerissen zugleich, der raube Griff ließ nach, die Hand legte sich eher sanft auf ihre Schulter.

„Gast denn all's vergess'n? Wie i Dir 's Leb'n g'rett' hab'? Wie i um Di g'forgt hab' Tag und Nacht? Wie i Di liaber g'habt wie der Vater und d' Mutter —“

Kestl unterdrückte mühsam einen Schrei des Unwillens.

„Ja wohl, und no hab'! Viel liaber, als die ganze Welt Di hab'n kann, der Flori und alle mit einand. Meinst denn, i laß Di so gutwillig, 's Letzte, das mir bleibt?“

Eher — Eine wilde Leidenschaft loderte aus diesen Augen, ein sehniger Arm zog das Mädchen jäh an sich.

Mit der Kraft junger Liebe, jungfräulicher Empörung riß Kesi sich mit einem Aufschrei los und floh gegen das Haus.

In demselben Augenblick rasselte ein Fuhrwerk den Weg entlang, welcher dicht an der Stelle vorbeiführte.

Lenz drückte sich hinter einen Baum. Es war der heimkehrende Achenbacher, und er sah deutlich, wie derselbe sich umwandte. Er hatte wohl den Schrei Kesi vernommen, sie vielleicht erkannt im grellen, vom Lehnerhof fallenden Lichtstreif, den sie eben überprang.

„Wenn i s' nur ausrotten könnt', die ganze Brut!“ murmelte er vor sich hin, dem Gefährte nachblickend, das vor dem Nachbarhofs hieft.

Urban sah noch immer auf derselben Stelle, wo er ihn verlassen, dumpf hinbrütend.

Lenz zählte ihm grinsend die Goldstücke auf den Tisch. „An schön' Gruaß soll i Dir ausricht'n.“ flüsterte er dem Bruder in das Ohr, „und 's sei gern g'schehn —“

„Hat i' das wirkli g'sagt?“ fragte Urban, und sein finstres Gesicht erhellte sich.

„Was denn? Die is a net z'neid'n!“ Ein Goldstück fehlte, es waren nur neunzehn. Das beunruhigte Lenz, er hatte doch genau gezählt. —

Lorenz kam in selten guter Laune heim. Seine erste Frage war nach Flori, ob er etwa heimgekommen sei von der Alm. „Macha is mir liaber,“ erwiderte er lachend, als Burgl die Frage verneinte.

Er war in der Stadt gewesen, betreffs der Kirchenangelegenheit, welche er mit gewohnter Zähigkeit nicht aus den Augen verloren, beim Bischof selbst.

Der hohe Herr empfing ihn äußerst gnädig, lobte seine fromme Absicht, unentgeltlich alles Holz zur Renovierung der Osterhofener Kirche zu geben, und versprach, im Falle einer würdigen Wiederherstellung des Gotteshauses, sein möglichstes zu thun, um den Interessen beider Ortshafte gerecht zu werden. Ja, er machte sogar eine Andeutung, welche Lorenz zu seiner hellen Freude darauf schließen ließ, daß Seine Eminenz mit der neuen Strömung in Seeham, von welcher derselbe gut unterrichtet war, durchaus nicht einverstanden war. Das war Balsam für den erbitterten Lorenz, kräftigte ihn von neuem in dem Bewußtsein seines Rechtes.

„Des is a Mann, so ein' muaf ma hör'n! Da geht ein'm 's Herz auf. A Narr war i, a recht'r Narr, mi so zu eifern, als wenn's auf 'n Bauernstand net schon mehr eing'stürmt wär'n und hat sich do erhalt'n. A ganz andrer Mensch bin i wieder. Mein' Burgl, hast a schlimme Zeit g'habt mit mir.“

Er ergriff mit einer ganz ungewohnten Herzlichkeit die Hand der Bäuerin, welche ihn gerade heute tausendmal lieber polternd wie gewöhnlich hätte kommen sehen.

„Ja, was hast denn, Burgl? Hat's an Verdruß geb'n? Weißt, heut kann mi nix d'rüzurna, kannst schon rausruada damit.“

„Was soll's denn geb'n hab'n? Gar nix.“ Sie lachte gezwungen. „Grad so a sliagete Sit'z hab' i. Is all'weil so im Frühjahr.“

Sie trug das Abendbrot auf, Kartoffelnudel mit Sauerfrucht, das Lieblingsgericht des Bauern. Das erhöhte noch seine vortreffliche Laune. Er fühlte sich so behaglich wie lange nicht in seinem Heim, wieder ganz vollwertig. Ein Schoppen Roter mußte aufgetischt werden.

„Do schad, daß der Flori net da is! Wär' so grad sein Heiliger heit! Aber der Bua is ja nirgends liaber als auf der Alm. Is mir a ganz recht, da vergehn ihm die andern Gedanl'n.“

„Oder sie komma ihm erst recht mit 'n Alleinsein,“ bemerkte Burgl.

„No!“ Lorenz zuckte die Achseln. „Macha kannst a nix macha, G'danken san zollfrei, und jung is jung. Sauber wird's schon, 's Madel, daß ma grad schau muaf!“

Burgl legte den Löffel weg und sah ihn erstaunt an. „Seit wann merkst denn Du so was?“

„Meinst!“ Lorenz lachte verschmüht. „Weil i net alleweil 's Maul mach'? Die Staden (Stillen) san die g'fährlichst'n.“

Der Großvater hörte von der Unterhaltung kein Wort.

„Warst Du in der Kammer vorhin?“ fragte er plötzlich Burgl, wohl lediglich in dem Bedürfnis, sich auch einmal hören zu lassen. (Fortsetzung folgt.)

Vorstellungen.

Von Léon Xanros.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Sie (auf die Uhr sehend): „Schon sieben! Und Mama ist noch immer nicht da! Das ganze Essen wird wieder kalt!“

Er (die Nase von der Zeitung erhebend): „Die Gnädigste ist natürlich noch bei ihrer Toilette! Ich wollte ihr eigentlich schon lange mal sagen . . .“

Sie (unruhig): „Ach nein! Ach nein! Ich bitte Dich, wahrhaftig! Wozu denn immer Wortwürfe? Soll sie wieder weinen?“

Er: „Wer spricht denn davon?“

Sie: „Na, Du weißt ja gar nicht, wie wütend Du aussiehst, wenn Du schilst! (Gerührt.) Die arme, kleine Mama! Wie sie dann zittert!“

Er: „Das sind die Nerven! Wenn ich in solchen Augenblicken doch bloß mal in ihrer Seele lesen könnte! Ich wette, sie würde mich am liebsten vergiften!“

Sie: „Durchaus nicht. Wenn Du wenigstens Deine Wortwürfe in sanfterm Tone machen wölktest! Aber nein! Keine Spur von Selbstbeherrschung! Du läßt Dich immer so gehen.“

Er: „Ich schwöre Dir . . .“

Sie: „Was willst Du ihr überhaupt sagen? Was hast Du denn noch gegen Mama?“

Er (protestierend): „Gar nichts habe ich gegen Mama! Ich finde nur, daß sie kokett wie 'ne alte Klage ist!“

Sie (berleht): „Eine recht gewählte Ausdrucksweise, wahrhaftig! Du weißt ganz genau, daß Mama eine seelensgute Frau ist, daß sie Dich über alles liebt.“

Er (erstaunt): „Aber was hat das mit ihrer Eitelkeit zu thun? Liebe ich Dich etwa nicht? Und hindert mich das vielleicht, bei Gelegenheit auch einen guten, alten Cognac oder eine feine Cigarre zu lieben? Aber Deine Mutter — entschuldige! — läßt sich denn doch etwas zu sehr den Hof ma . . .“

Sie: „O! Den Hof!“

Er: „Jawohl, jawohl, den Hof machen! Mein Gott, ich sehe das ja nicht als Kapitalverbrechen an! Aber ich finde, sie müßte sich dabei auf . . . hm . . . auf moralische Mittel beschränken, z. B. eine lebhaftere, geistreichere Unterhaltung, statt, wie neulich auf dem Ball, gerade ihre Reize zu entfalten.“

Sie: „Eine Idee!“

Er (ironisch): „Ganz recht, mehr als Ideen sind es kaum noch; aber trotzdem läßt sie sie zu sehr sehen, diese . . . Ideen!“

Sie: „Hat jemand einen Schaden davon?“

Er: „Na, Vergnügen ganz gewiß nicht, fürchte ich!“

Sie: „Nur, Deine Wortwürfe werden ihr Schmerz verursachen, viel Schmerz! Besonders da ich jetzt weiß, mit welcher Brutalität Du ihr diese Wortwürfe ins Gesicht schleudern wirst!“

Er: „Ich? Als ob ich ein härteiger Unteroffizier wäre!“

Sie: „Ich meine, Dir fehlt der richtige Takt, die Herzengüte, welche uns, uns Frauen allein angeboren ist. Ohne es zu wollen, ohne es zu bemerken, kränkst und verletzst Du mit Deinen Worten.“

Er (gereizt): „Na, wenn Du Dich auf Takt und Herzengüte so fein verstehst, weißt Du, dann mach' Du doch Deiner Mutter die Vorstellungen!“

Sie (entzückt): „Aber gerne! Gewiß! Mit dem größten Vergnügen! Ich bin ja viel ruhiger als Du.“

Er: „Du bist ruhiger? So? Freilich, Du hast ja nicht gehört, was neulich abends dieser Schafskopf Sifonier sagte, als er Deinen Ausschnitt und den Deiner Mutter sah.“

Sie: „Was hat er denn wieder Geistreiches vom Stapel gelassen, dieser Sifonier?“

Er: „Ach, Lieber, fragte er mich, welche von den beiden ist eigentlich Deine Frau?“

Sie (wütend): „Wie? Er . . .“

(Es schellt.)

Er: „Na endlich! Da kommt Deine Mutter!“

(Mama tritt ein. Sie sieht noch recht einnehmend und frisch aus, was sie übrigens sehr wohl weiß. Elegante, jugendliche Toilette. Haare und Teint von den feinsten Lieferanten. Umarmungen. Man setzt sich zu Tisch. Während der Suppe herrscht tiefes Schweigen. Man hört nur das hastige Klappern der Löffel gegen die Teller.)

Sie (lauern): „Sag' doch, Mama, hast Du Dich neulich abends auf dem Ball nicht erkältet?“ (Mit einem verständnisvollen Blick zum Gatten, um sich für die geschickte Einleitung bewundern zu lassen.)

Mama (gerührt von soviel Besorgnis): „Aber durchaus nicht, mein Kind! Erstens weißt Du, daß ich nicht empfindlich bin. Und dann fühle ich mich ja überhaupt gesund und stark, wie eine Zwanzigjährige!“

Sie (gereizt): „Ja, leider glaubst Du immer noch, zwanzig Jahre alt zu sein!“ (Der Gatte wird etwas unruhig bei diesem Ton seiner Frau.)

Mama (erstaunt): „Ich verstehe nicht, was Du damit sagen willst?“

Sie (sich mehr und mehr erregend): „Natürlich! Wenn Du mich verständest, würdest Du nicht allen Leuten zum Gespött dienen, wie Du es jetzt thust, (mit ausdrucksvoller Handbewegung) mit

Deiner Zurschaufstellung abgelagerter Netze! (Der Gatte macht seiner Frau Zeichen, sie möchte sich mähtigen — aber vergebens!)

M a m a (schmerzlich bewegt): „Du könntest mir das wohl etwas artiger sagen, wenn Du findest, daß mein Ausschnitt ein wenig zu . . .“

Sie (mit nervösem Lachen): „Ein wenig zu . . . ! Wahrhaftig! Warum nicht gleich bis zu den Strumpfbändern, wenn Du durchaus ausgeschnitten gehen mußt?“ (Der Gatte rückt verzweifelt auf seinem Stuhl hin und her.)

M a m a (gekränkt): „Charlotte!“

Sie (in demselben Tone fortfahrend): „Es war schmachvoll, einfach schmach—voll! Sogar Sisonier war empört. Er sagte zu August, es sei ekelhaft. (Zum Gatten): Nicht wahr, August? Hat er das nicht gesagt?“

M a m a (in Thränen ausbrechend): „Doooh! Doooh!“

Er (bemüht, richtig zu stellen): „Verzeihung, mein liebes Kind! Gestatte mir . . .“

Sie (haftig einfallend): „Nein, nein! Ich bitte Dich! Du hast mir versprochen, ruhig zu bleiben!“

Er (lächelnd): „Aber ich wollte Deiner Mutter nur sagen . . .“

Sie (stehend): „Ach, bitte nein, August! Ich weiß wohl, daß es sich für eine Frau in ihren Jahren nicht schickt, daß sie der Gegenstand des Gelächters aller unsrer Freunde ist mit ihrer Manie, sich zu bemalen wie . . . wie eine Landkarte; aber wenn Du das alles wiederholen wolltest, was Du vorher von ihr sagtest, das würde ihr zu viel Schmerz bereiten, wahrhaftig!“

Er (versucht zu Wort zu kommen): „Aber so laß' mich nur mal, zum Donnerwetter . . .!“

M a m a (ihre Thränen verdoppelnd): „Doooh! Doooh!“

Sie (urnamt ihre Mutter): „Aber, liebe Mama, so hör' doch auf zu weinen . . . Die Sache ist erledigt, er wird Dir kein Wort weiter sagen. Ich verspreche es Dir! (Ganz weich durch Mamas Thränen). Ich bitte Dich, liebe, kleine Mama, weine nicht mehr, ich . . . (bricht ebenfalls in Thränen aus) Eueueuh! Eueueuh! (Zum Gatten): Warum mußt Du ihr das alles sagen? Da sieh bloß mal, wie Du die Kermitz wieder aufgereggt hast!“

(Die beiden Frauen umarmen einander und weinen, während der arme Gatte ganz bestürzt dabei steht.) —

Kleines feuilleton.

tg. Unter Fremden. Anne wollte zuerst nicht mit hinein in das „feine Lokal“. Trotzdem sie ihr „bestes“ angelegt hatte und Gustav, ihr Mann, sogar einen blankpolierten Cylinder trug — am Wochentag! Das war so gekommen: Gustav hatte am Mittag seine Zimmermannsarbeit abbrechen müssen, weil eine Störung im Bau eingetreten war und das Schaffen erst am andern Morgen fortgesetzt werden konnte. Und weil die Sonne so lodend glänzte, kam er mit dem Vorschlage nach Hause, den Nachmittag zu einem Spaziergang auszunützen. „Die Wand da drüben anstarren“, Gustav hatte nach der schwarz geteerten Rückseite eines Nebenhauses gezeigt, „das paßt mir nicht.“

So wanderten sie im Sonntagsstaat nach dem Tiergarten bis zum Neuen See, der Rousseau-Insel und fuhren durch die Bellevuestraße in die Stadt zurück. Jetzt standen sie durstig vor einem großen Bierpalaß. Gustav wollte absolut Münchener trinken, während Anne meinte, ein Glas helles thät's auch. Aber ihr Mann, dem es an lustigen Einfällen nicht mangelte, behauptete, wenn man schon an einem Wochentage „Rentier spiele“, müsse man's auch ganz und stillgerecht thun. Außerdem wisse er aus seiner Handwerksburschenzeit, seinen Studien an der Quelle, ganz genau, daß das Gebräu aus der Hauptstadt Bayerns dem hiesigen unbedingt vorzuziehen sei.

Lachend gab Anne diesen Gründen nach. Sie drängte ihn aber doch in eine Ecke: „Ich möcht' nich' auf'm Präsentierteller sitzen.“

Wald standen die gefüllten Wedelkrüge vor ihnen. „Ich komm' mir vor, wie'n Millionär“, behauptete Gustav und that schmunzelnd einen tiefen Zug.

Es ging schon gegen den Abend hin; allmählich füllte sich das Lokal. Die Luft wurde geschwängert mit Düften mannigfaltigster Art. Speisegerüche, Bierdunst, Tabakqualm mischten sich zu einer Atmosphäre, die betäubend und verwirrend auf Anne wirkte. Vor ihnen, an einem langen Tisch, hatte sich eine Gesellschaft in ausgelassenster Stimmung niedergelassen, welche die gemessenen Unterhaltungen des Tages lustig-lärmend besprach.

Gustav hatte zuerst von seiner „Waise“ erzählt. Aber der Lärm vom andren Tisch übertönte schließlich die eignen Worte, und so war er schweigend geworden und hörte unwillkürlich auf das Gespräch der andren. Anne musterte verstohlen die modernen Toiletten der Damen, die phantastischen Hüte, welche wohl mit Gold bezahlt waren. Sie erstaunte über die eleganten Frisuren, die weichen, zarten Gesichter, denen die Sorge fremd schien. Aus den Augen bligte die Lebenslust, die ungehemmte Freude am Dasein. Und die Hände! Sie hatten wohl nie einen Teller gewaschen, nie einen Schenkerlappen ausgewrungen. Anne besah sich unwillkürlich die eignen; ihre Farbe grenzte an's braune, und hart fühlten sie sich an. Ein unbehagliches

Gefühl überfiel Anne. Viel lieber hätte sie jetzt in ihrer kleinen Hofwohnung gesessen und die schwarze Wand angeblickt.

Sie wollte sich nicht mehr kümmern um die andren da. Möchten sie doch sein, wie sie wollten. Aber immer wieder lenkten die Augen hinüber. Die freien, ungezwungenen Bewegungen, das ganze lebhaft und sichere Auftreten lockte sie und erweckte seltsame Empfindungen.

Der Kellner trug Speisen auf. Und sie nahnten's alle entgegen, wie etwas Selbstverständliches, das jeder Tag wiederholt bringen mußte. Anne dachte an ihre Stullen, die sie vorhin mit Gustav auf einer Bank im Tiergarten gegessen. Und wie gut es ihnen geschmeckt hatte — gerad' wie am Sonntag, wenn sie hinausfuhren ins Grüne . . .

„Was fangen wir morgen an?“ Jemand in der Tafelrunde warf die Frage auf und von allen Seiten regnete es Vorschläge. Nach Potsdam wollten die einen, ein anderer schlug den Spreewald vor, wieder andre die märkische Schweiz.

Anne stieß ihren Mann leise an: „Du, arbeiten denn die nicht?“

Gustav zuckte die Achseln. Vielleicht waren's Fremde, vielleicht Leute, die ihre Ferien verbrachten, möglicherweise gehörten sie zu denen, die nur Erben und nichts weiter waren. Wer konnte es wissen?

Und Anne mußte daran denken, daß ihr Mann nie Ferien hatte. Außer im Winter, wenn die Kälte so stark war, daß an den Bauten nicht gearbeitet werden konnte. Ferien! Ach ja. Monatelang oft. Aber dann gingen sie nicht nach der Friedrichstraße, um zu speisen. Dann mußten die mageren Ersparnisse sorgfältig eingeteilt und mit jedem Pfennig gerechnet werden. Aber die da drüben? Sonderbar, daß die gar nicht überlegten; daß sie einfach bestellten, wozu ihre Neigung trieb. Ja, das war wohl ein Leben in Sorglosigkeit und Genuß . . .

„Die verstehen's besser als wir, was Anne?“ Gustav lächelte. Anne nidte nur; immer beklommener wurde ihr zu Mute. Hier fühlte man sich so fremd, so verlassen geradezu. „Woll'n geh'n,“ bat sie.

Gustav zahlte.

Draußen gerieten sie gleich in den großen Strom, der die Straße hinauf- und hinabflutete. Lachende Menschen, rauschende Toiletten, betäubende Parfüms, Cigarettendunst — dieselbe Atmosphäre fast auf den Straßen wie in den Lokalen mit Spiegelscheiben, hinter denen eine Masse von wohlfrisierten Damen und Herren lachte, flirte, kicherte. Gläser klingen, Tassen klappern, Musik hier und dort, Leben, Freude, Genuß . . .

„Das ist 'ne andre Welt, was Anne?“ sagte Gustav. Und es fiel ihm ein, daß er morgen auf dem höchsten Punkt des Daches stehen müsse, zu jeder Stunde in Lebensgefahr — für das Brot.

„Das ist 'ne andre Welt,“ wiederholte Anne. Und sie war froh, daß sie da herauskam, daß sie sich wieder den stillen Straßen des Nordens näherten, wo ihre Wohnung lag. Die Wohnung, von der aus man nur die schwarze Wand des Nebenhauses erblickte . . . —

Archäologisches.

k. Anfänge der griechischen Kunst. Aus dem Boden des alten Kreta, dessen archäologische Erforschung von Engländern und Italienern in Angriff genommen ist, sehen die Forscher mit Staunen Bauten und Kunstwerke griechischer Heroenzeit entsteigen, deren Reife, Pracht und hohes Können die Arbeit einer langen Reihe späterer Jahrhunderte weit in den Schatten stellen. Die italienische Entdeckerarbeit, die von dem an der Südküste gelegenen Herrenpalaß zu Phaistos ausging und dann auf einen sechs Kilometer entfernten kleinen „Sommerpalaß“ geführt wurde, behandelt Friedrich von Duhn in einem fesselnden Artikel, der im Septemberheft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht wird. Von besonderem Interesse sind darin seine Ausführungen über die Reste von Malerei und Kleinkunst, die an der letzteren Fundstätte in der Gegend der byzantinischen Kirche Hagia Triada gemacht wurden. Das Grabungsgebiet hat sich immer mehr erweitert, so daß es jetzt scheint, als ob sich dort eine ganze Ortschaft erhoben hätte. An ein sommerliches Lusthaus zu denken, wurden die Forscher veranlaßt durch die dem Meere benachbarte Lage und reichen Schmuck der Wände. Wie in andren griechischen Kulturstätten, so muß auch in Hagia Triada das Leben durch eine jähe Katastrophe aufgehört haben, so daß man noch links und rechts vom Eingang die etwa einen halben Meter hohen Steinkandelaber, die für die nächtliche Beleuchtung aus eigens ausgesparte Plätze an den Thüren gestellt waren, unbewegt an ihrem Platze fand. Schon die ersten Schürfungen brachten unerwartete wertvolle Werke der Kleinkunst. In einem Gemache sah der Stud mit seinem in seiner Malerei ausgeführten Schmuck noch an den Wänden oder war herabgefallen und brauchte nur durch Gipsaufluß auf die Rückseite gefestigt und dann vorsichtig gehoben zu werden; diese mühselige Operation wurde glücklich durchgeführt. Der Qualm des letzten Herfürungsbrandes hatte manches unkenntlich gemacht, aber der geduldigen Arbeit gelang es doch, manche Farben in ihrer alten Frische wieder herauszuholen.

Es waren wunderbare Bilder, die man zu sehen bekam. Der Beschauer wird in freie, ganz modern empfundene Natur veretzt, mitten in die Felsen Kretas, aus deren Spalten Amarnillidazeen und Asphodelos herauswachsen, während Lilien dem Boden entsprossen, Oleandergebüsch aufsteigt, Epheu sein reiches Getwinde

schlingt, große herabhängende Kelchblüten sich wiegen: und alles das ausgeführt mit vollendeter Naturbeobachtung, jedes Blatt, jedes Staubfädchen einer Blüte der Natur abgelautet und in feinsten Zeichnung, lebhaftester Farbengebung hingeseht. Wenn auch einmal eine Blüte mit Blättern verbunden ist, die in Wirklichkeit zu einer andern Pflanze gehören würden, so ist die Natur doch gesehen, beobachtet, wieder verwendet mit einer solchen Frische und Unmittelbarkeit, daß man vor dieser Kunst des 14. Jahrhunderts vor Christus immer wieder an die Anmut, Farbenfreude und Raumpfindung der Kunst Japans erinnert wird. Raib geht der freische Maler auf sein Ziel los, unbelümmert um Schwierigkeiten, die in der Wiedergabe namentlich des Räumlichen ihm seine noch ungenügende Kenntnis der Gesetze der Perspektive und Schattengebung bereitet. Und ähnlich dem Japaner liebt er es, die Tierwelt in die Darstellung hineinzuziehen. So wiegt sich ein bunter, im leuchtenden Rot hingesehter Fasan harmlos auf einem Zweige, während hinter dem Busch der runde, wundervoll beobachtete und wiedergegebene Kopf einer Wildkatze mit ihren gierig lauernenden großen Augen hervorlugt; so schreiet ein großer, dunkler Stier durchs Gebüsch, die Zweige mit seinen Hörnern auseinanderbiegend; so jagt ein Hase dahin über ein Feld voll blühender Blumen und spritzendem Ephen.

Ein andres Wandstück zeigt in leuchtenden Farben das Bild einer Frau, die auf kunstvollem, breitem Thron sitzt. Die Sonne Homers lacht über dieser Natur; Homers Schilderungen kommen auch in den Sinn, wenn man ein kriegerisches Bild auf sich wirken läßt, das ein aus Steatit (Speckstein) geschnitztes Gefäß zeigt, bei dem die Sicherheit der Linienführung, die Klarheit der Reliefbehandlung und die große Selbstständigkeit Staunen erregen. Es ist ein langer Zug junger Krieger dargestellt, mit einem Anführer, der alle durch seine Größe überragt. Die Art der Bewaffnung giebt manche neue Aufschlüsse und kann in einzelnen Punkten zur Erklärung Homers beitragen. Eine Unterbrechung erfährt der Zug gerade in der Mitte durch die Militärmusik. Voran geht ein junger Mann, in ägyptischer Weise die Lenden umgürtet und ebenso ägyptisch das Haupthaar eingebunden; er schwingt ein Sistrum, das ägyptische Lärm- und Kultinstrument, im Takt, hoch vor sich — kein Tambourmajor könnte es besser! Dazu singt er laut; und so begeistert wirkt diese Instrumental- und Vokalmusik auf die Mannschaft, daß der letzte Mann der voranziehenden Compagnie — ein feiner Zug! — ebenfalls wie unwillkürlich den Mund zum Mitsingen öffnet. Auch drei weibliche Mitglieder hat die Kapelle, die in gutem militärischen Eilschritt dahinmarschieren und augenscheinlich so laut singen, als sie nur irgend können, eine Scene von einer Dramatik, einem so originellen Realismus, daß man an Meister des Quattrocento erinnert wird. Auch das Thongerät spielt eine wichtige Rolle, in erster Linie die Vasen. In ihren entwickelten Formen, bei denen die ganzen Gefäße mit reichem Schmuck in den Formen der Vegetation, namentlich Palmformen, Rankenformen, ephentförmigen Blättern, allen möglichen Algenarten, dann der niederen Fauna des Meeres, Muscheln, Polypen, Tintenfische, Seeigel usw. überzogen waren, erinnert diese Keramik wieder an Japan und bildet das nächste Gegenstück zu den erwähnten schönen Wandmalereien.

Geographisches.

— Gewisse Erscheinungen an der Westküste der Bretagne haben manche Geographen zu dem Schluß geführt, daß dort das Land im allmählichen Versinken begriffen ist. Als die hauptsächlichsten Gründe dafür wurden angeführt: Die Trennung der kleinen Inseln südlich von Quessant vom Festlande, das Vorhandensein versunkener Wälder bei Treoupan, Goulven und an andern Stellen der Nordküste von Léon, und endlich das Vorkommen angeblich megalithischer Denkmäler unterhalb der Hochwasserlinie im Verein mit den Sagen von der früheren Zerstörung einiger Städte und dem Versinken von Tréoultic-Penmarc'h um 1530. In einer Mitteilung in den „Annales de Géographie“ (1903) zweifelt Professor C. Vallaux die Zuverlässigkeit der Grundlagen jener Schlüsse an und meint, daß die Erscheinungen sehr gut als die Folgen mariner Erosion (Bernagung) und verwandter Vorgänge zu erklären seien. Das ehemalige Plateau, dessen spärliche Ueberreste heute Molène und die andern Inselchen südlich von Quessant darstellen, sei von Graniten zusammengesetzt gewesen, die in den Kern der ursprünglichen Léonschicht eingefügt waren; diese Granite aber neigten ganz besonders zur Verwitterung, wie man am „Crève de Goulven“ sehen könne, wo ein Stück von 20 Quadrat-Kilometer ähnlichen Granits vollständig in Sand verwandelt sei. Mit Bezug auf die versunkenen Wälder verzeichnet Vallaux eine Beschreibung des sehr sorgfältigen Beobachters La Fruglahe von 1811, aus der hervorgehe, daß die Bäume in einem feuchten, schwammigen Boden wuchsen, der die Meeresfläche kaum überragt habe; eine Invasión der See hätte in solchen Fällen sehr leicht durch die Erosion einer ehemals bestehenden härteren Barriere oder durch die Landeinwärtsverlegung eines Dünenwalles bewirkt werden können. Dieselbe Erklärung würde für die jetzt versunkenen Monolithen gelten, sofern diese überhaupt echt wären; denn viele von den vermeintlichen Denkmälern dieser Art wären in Wirklichkeit natürliche Bildungen. Die Sagen von den alten Städten Is und Tolente seien ebenfalls nicht sehr glaubwürdig. Vallaux giebt zu, daß gelegentliche Küstebewegungen stattgefunden haben mögen, doch wären diese ganz

lokaler Art gewesen und hätten das ganze Gebiet gleichzeitig nicht betroffen. — („Globus“).

Medizinisches.

— Von den „Quartalsjäufern“. Die „Frankfurter Zeitung“ schreibt: Bekannt ist das merkwürdige Krankheitsbild, das die Wissenschaft als „Dipsomanie“ bezeichnet. Man versteht darunter die periodische Wiederkehr eines unwiderstehlichen Dranges nach dem Genuße geistiger Getränke und man trifft diese Erscheinung oft bei Menschen, die während der Zwischenzeiten durchaus nüchtern sind und keinen Tropfen geistiger Getränke zu sich nehmen. Der Volksmund bezeichnet derartige Unglückliche mit der Bezeichnung „Quartalsjäufer“; um unglückliche Kranke handelt es sich dabei, denn gern möchten sie oft dem Triebe zu trinken widerstehen, aber der Trieb ist mächtiger als alle ihre guten Vorsätze. Mit einem Male kommt es über sie, sie werden traurig, verstimmt, und zur Verschönerung dieser Traurigkeit werden sie veranlaßt, sich im Alkoholgenuß Erleichterung zu verschaffen. Sie vertilgen maßlose Quantitäten geistiger Getränke, vernachlässigen ihre Obliegenheiten und sind in diesem Zustande nicht mehr als zurechnungsfähig zu betrachten. Der Spitalwärter, der seiner Zeit die Wiener Pestinfektionen veranlaßte, gehörte zur Klasse dieser Quartalsjäufer und es ergiebt sich daraus, wie gefährlich es ist, derartige Individuen an verantwortliche Posten zu stellen. Die eigentliche Ursache dieses Krankheitszustandes ist dunkel. Nachdem schon früher von irrenärztlicher Seite die Vermutung ausgesprochen worden, daß man es hier mit einer Aeußerung der Epilepsie zu thun habe, hat neuerdings der Heidelberger Privatdozent Dr. Gaupp in seiner Studie eingehend auf den Zusammenhang zwischen Dipsomanie und Epilepsie hingewiesen. Er hält diese triebartige Krankheit für ein Symptom des vielgestaltigen Krankheitsbildes der Epilepsie. Gaupp nimmt zwischen den beiden Zuständen eine fortlaufende Kette als vorhanden an. An dem einen Ende derselben befindet sich die Epilepsie, bei welcher ja auch periodische Verstimmungen vorkommen, am andern Ende die Dipsomanie. Zwischen beiden Extremen seien Uebergänge möglich. —

Humoristisches.

— Vor dem Richter. „Sie haben dem Kläger zwei Ohrfeigen gegeben; weshalb haben Sie das gethan?“ „Die erste Ohrfeige hab' ich ihm gegeben, weil er mich beleidigt hatte...!“ „Nun, und die zweite?“ „Weil ich gewußt habe, daß er mich wegen der ersten verklagen wird!“ —

— Sicherster Beweis. „... War denn Ihr seliger Mann bis zum letzten Augenblick bei Besinnung?“ „Vollständig; zwei Stunden vor seinem Tode hat er sogar noch einen Mieter gesteuert!“ —

— Ueberflüssig. Amtmann (zum Schreiber): „Soeben erhalte ich die Nachricht, daß der Müller Hannes beim Baden ertrunken ist! Jetzt soll aber endlich einmal die gefährliche Stelle umzäunt werden!“

Gendarm (der eben ins Zimmer tritt): „Nicht nötig, Herr Amtmann... er ist wieder zu sich gekommen!“ — („Fliegende Blätter“)

Notizen.

— Der dänische Dichter Holger Drachmann mußte wegen hochgradiger Nervosität eine Nervenheilanstalt aufsuchen. —

— Louise Dumont tritt in den Verband des Kleinen und Neuen Theaters ein; sie wird in Wildes „Frau ohne Bedeutung“ eine Hauptrolle spielen. —

— Die musikalisch-literarischen „Jutimen Vorführungen“, unter der Leitung des Komponisten August Ludwig, werden in diesem Winter wieder stattfinden. —

— „Fausts Verdammnis“ von Verlioz, in der Bühnenbearbeitung von Günsbourg, wird demnächst im Theater des Westens aufgeführt werden. —

— Der Preis der Ersten Michael Beer-Stiftung (2250 M.) für jüdische Maler und Bildhauer ist wieder ausgeschrieben. —

— Kanäle und Gewitterbildung. Mehrjährige Beobachtungen haben das Ergebnis gezeitigt, daß die Wasser des Nordsee-Kanals die Gewitter im Ostseereich stark beeinflussen. Die interessante Thatsache tritt bei dem in diesem Jahre stetig herrschenden Westwinde sehr auffällig zu Tage. Die an der Elbmündung aufsteigenden Gewitterwolken folgen auf ihrem Zuge über Land durchweg der neuen Wasserstraße. Die auf beiden Seiten des Kanals entfernter liegenden Landstrichen werden seit der Kanaleröffnung weit seltener von Gewittern heimgesucht. Damit haben gleichzeitig die oft für den Landmann sehr verderblichen Hagelniederschläge abgenommen. Namentlich auf dem Gebiete zwischen dem Kanal und der Nordsee bis zur Eider hinauf sind die Gewitter eine Seltenheit geworden. —